



WIE CLARE LESLIE HALL RISSE IN DER ERDE

ROMAN

PIPER

Für Jake, Maya und Felix, mein Dreigestirn

Teil 1

Gabriel

Der Farmer ist tot, und alle wollen wissen, wer ihn getötet hat. War es ein Unfall oder war es Mord? Es sieht nach Mord aus, sagen sie, ein so präziser Schuss ins Herz muss Absicht gewesen sein.

Sie warten darauf, dass ich etwas sage. Zwei Augenpaare starren unerbittlich. Aber wie kann ich aussprechen, was er von mir verlangt, die Sätze, die wir in den Minuten vor Eintreffen der Polizei wieder und wieder geübt haben?

Ich schüttele den Kopf, ich brauche mehr Zeit.

Es stimmt, was die Leute sagen: In einem einzigen finalen Augenblick kannst du ein ganzes Leben leben. Wir sind wieder der Junge und das Mädchen, die alles noch vor sich haben, eine glanzvolle Zeit aus Licht und märchenhafter Schönheit, aus Nächten unter Sternen.

Er wartet darauf, dass ich ihn ansehe, und als ich es tue, lächelt er, um mir zu zeigen, dass es okay für ihn ist, und nickt ganz kurz.

Sag es, Beth. Sag es jetzt.

Ich sehe wieder in sein Gesicht, das für mich schön ist, damals und jetzt und immer, ein letzter Blick zwischen uns, bevor alles anders wird.

1968

Hemston, North Dorset

»Gabriel Wolfe ist wieder auf Meadowlands eingezogen«, sagt Frank beim Frühstück, und der Name trifft mich wie ein Schlag. »Frisch geschieden. Jetzt geistern bloß er und sein Junge in dem Riesenhaus rum.«

»Oh.«

Mehr will mir dazu nicht über die Lippen kommen.

»Dasselbe hab ich auch gedacht«, sagt Frank. Er steht auf, kommt auf meine Seite des Tisches, nimmt mein Gesicht in beide Hände und küsst mich. »Wir lassen uns von diesem Blödmann nicht aus der Ruhe bringen.«

»Wer hat's dir erzählt?«

»War das große Gesprächsthema gestern Abend im Pub. Anscheinend haben die zwei riesige Laster gebraucht, um ihr ganzes Zeug aus London herzuschaffen.«

»Gabriel wollte immer nur hier weg. Wieso sollte er zurückkommen?«

Sein Name fühlt sich seltsam auf meiner Zunge an, als ich ihn zum ersten Mal seit Jahren ausspreche.

»Sonst gibt's ja keinen, der sich um das Haus kümmert. Sein Vater ist schon lange tot, seine Mutter auf der anderen Seite vom Globus. Steckt hoffentlich bis zum Hals in Dingoscheiße.«

Frank schafft es immer, mich zum Lachen zu bringen.

»Was kann er hier bloß wollen?«, sagt Frank beiläufig, aber ich sehe ihn, den unausgesprochenen Gedanken, der ihm durch den Kopf schießt. *Abgesehen von dir.* »Er wird garantiert verkaufen und nach Las Vegas oder Monte Carlo ziehen, oder wo auch immer diese ...« – er sucht nach dem passenden Wort, sieht zufrieden aus, als er es gefunden hat – »*Promis* so rumhängen.«

Frank verbringt den ganzen Tag und auch einen Teil der Nacht draußen, um unsere Farm zu bewirtschaften und unsere Tiere zu versorgen. Ich kenne niemanden, der härter arbeitet als er, aber er findet immer noch Zeit, die Schönheit eines Sonnenuntergangs im Frühling oder das jähe, schwindelerregende Auffliegen einer Feldlerche in sich aufzunehmen, denn die Verbundenheit mit der Natur ist tief in ihm verwurzelt. Eines der vielen Dinge, die ich an ihm liebe. Frank hat keine Zeit, Romane zu lesen oder ins Theater zu gehen. Er würde einen trockenen Martini nicht mal erkennen, wenn jemand ihm einen ins Gesicht schütten würde. Er ist das genaue Gegenteil von Gabriel Wolfe oder zumindest von dem Gabriel Wolfe, über den die Zeitungen schreiben.

Ich schaue zu, wie mein Mann sich gegen die Tür lehnt, um seine Stiefel anzuziehen. In zwanzig Minuten wird der Gestank von Kuhmist seine Haut porentief durchdrungen haben.

Als es laut an der Tür klopft, erschrickt Frank. »Verdammt«, sagt er und reißt die Tür so schnell auf, dass sein Bruder fast hereinfällt.

Bei uns beginnt jeder Tag so.

Jimmy, das Gesicht noch gerötet vom Bier am Vor-

abend, die Augen halb zusammengekniffen, eine Haarsträhne abstehend, als wäre sie gegelt, sagt: »Aspirin, Beth? Hab 'nen Brummschädel.«

Ich nehme die Medikamentenschachtel von der Anrichte, wo sie hauptsächlich dazu dient, Jimmys morgendlichen Kater zu lindern. Früher enthielt sie mal Kinderparacetamol und Wundpflaster.

Frank ist fünf Jahre älter als Jimmy, aber die beiden sehen sich so ähnlich, dass selbst ich von Weitem Mühe habe, sie auseinanderzuhalten. Sie sind gut über einen Meter achtzig groß, haben fast schwarzes Haar und auffallend blaue Augen. Man sagt, sie hätten die Augen ihrer Mutter, aber die habe ich nie kennengelernt. Beide tragen zerschlissene Cordhosen und dicke Hemden, über die sie gleich blaue Latzhosen ziehen werden, ihre Alltagsuniform. Im Dorf werden sie manchmal »die Zwillinge« genannt, aber nur im Scherz. Frank ist durch und durch der große Bruder.

»Was war denn mit ›ich trink nur noch aus, dann geh ich nach Hause‹?«, fragt Frank und grinst Jimmy an.

»Bier ist Gottes Lohn für einen Tag ehrliche Plackerei.«

»Steht das in der Bibel?«

»Falls nicht, sollte es drinstehen.«

»Wir sind gegen Mittag bei den Lämmern. Bis dann!«, ruft Frank mir zu, als die Brüder hinausgehen und, noch immer lachend, den Hof überqueren.

Jetzt, da die Männer zum Melken sind und ich in der Küche freie Bahn habe, steht so einiges an Arbeit an. Die große Wäsche – die Latzhosen beider Brüder sind eingeweicht und warten am Waschbrett auf mich. Der

Abwasch vom Frühstück. Ein Fußboden, der immerzu gefegt werden muss, egal, wie oft ich den Besen schwinge.

Stattdessen koche ich mir noch einen Kaffee, ziehe eine alte Wachsjacke von Frank an und setze mich an den kleinen schmiedeeisernen Tisch mit Blick über unsere Weiden, bis meine Augen ihr Ziel finden: drei unterschiedlich hohe rote Schornsteine, die über das flirrende grüne Eichenlaub am Horizont ragen.

Meadowlands.

Früher

1955

Ich nehme gar nicht wahr, wo ich bin, weil ich vor mich hin träume, lauter romantische Szenarien im Kopf habe, in denen ich triumphiere. Ich sehe mich an einem Springbrunnen stehen, wo mir, untermalt von einem ganzen Streichorchester, eine leidenschaftliche Liebeserklärung gemacht wird. Ich lese zu dieser Zeit viel Austen und Brontë und neige zur Schwärmerei.

Ich muss wohl in den Himmel gestarrt haben, ganz in meinem Wolkenkuckucksheim gefangen, denn der Zusammenstoß kommt aus dem Nichts.

»He, was soll das!«

Der Junge, in den ich hineingelaufen, gegen dessen Schulter ich geprallt bin, ist kein Held. Groß, schlank, arrogant wie ein jugendlicher Mr Darcy.

»Kannst du nicht aufpassen?«, sagt er. »Das hier ist Privatbesitz.«

Ich finde den Ausdruck »Privatbesitz« ziemlich lächerlich, erst recht, wenn er in so einem knappen, geschliffenen Tonfall ausgesprochen wird. Die Wiese, auf der wir stehen, grün und hügelig, Eichen voller Blütenwolken, ist England in all seiner Pracht. Sie ist Keats, sie ist Wordsworth. Alle Welt sollte sich daran erfreuen können.

»Grinst du etwa?« Er sieht dermaßen entrüstet aus, dass ich fast lachen muss.

»Wir sind mitten im Nirgendwo. Außer uns ist hier weit und breit kein Mensch. Also was soll's?«

Der Junge starrt mich einen Moment lang an, ehe er erfasst, was ich gesagt habe. »Du hast recht. Gott! Was ist bloß los mit mir?« Er streckt die Hand aus, ein Friedensangebot. »Gabriel Wolfe.«

»Ich weiß, wer du bist.«

Er sieht mich erwartungsvoll an, will meinen Namen hören. Aber ich bin noch nicht bereit, ihm den zu verraten. Ich habe schon einiges über Gabriel Wolfe gehört, den ach so gut aussehenden Jungen aus dem Herrenhaus, doch jetzt sehe ich ihn zum ersten Mal leibhaftig vor mir. Er hat ein gutes Gesicht: dunkle Augen, umrahmt von Wimpern, für die meine Freundinnen sonst was geben würden, welliges braunes Haar, das ihm in die Stirn fällt, markante Wangenknochen, elegante Nase. Aber er trägt eine Tweedhose, deren Beine er in Wollsocken gestopft hat. Eine Jacke aus demselben Tweed hängt ihm mit baumelndem Gürtel über den Schultern wie eine Art Cape. Altmännerkleidung. Er ist überhaupt nicht mein Typ.

»Und was machst du hier?«

»Nach einem Plätzchen suchen, wo ich in Ruhe lesen kann.« Ich ziehe mein Buch aus der Manteltasche – ein dünnes Bändchen von Emily Dickinson.

»Oh. Gedichte.«

»Du klingst ein bisschen enttäuscht. Wodehouse ist wohl eher nach deinem Geschmack, was?«

Er seufzt. »Ich weiß, was du denkst. Aber da liegst du falsch.«

Ich lächele wieder, ich kann nicht anders. »Kannst du etwa Gedanken lesen?«

»Du hältst mich für einen hirnlosen feinen Pinkel. Einen Bertie Wooster.«

Ich lege den Kopf schief und mustere ihn. »Deine Aufmachung würde ihm jedenfalls gefallen, das musst du zugeben. Er würde sagen, die ist famos.«

Als Gabriel lacht, verändert ihn das völlig.

»Das ist die alte Angelhose von meinem Vater. Hab ich mir aus einer Kiste mit Zeug für den Wohltätigkeitsbasar geklaut. Wenn ich gewusst hätte, dass du sie so schrecklich findest, hätte ich sie nicht angezogen.«

»Machst du das gerade? Angeln, meine ich.«

»Ja, gleich da unten. Ich zeig's dir, wenn du willst.«

»Ich dachte, Gesindel wie mir wäre der Zutritt verboten.«

»Und genau deshalb musst du mitkommen. Ich war unhöflich und will es wiedergutmachen.«

Unsicher bleibe ich stehen. Ich möchte mich nicht auf etwas einlassen, aus dem ich schwer wieder rauskomme. Ich wollte doch bloß ein hübsches Plätzchen zum Lesen finden.

Er lächelt wieder, dieses Lächeln, das sein Gesicht verwandelt. Er sieht gut aus, selbst in den Klamotten seines Vaters. »Ich hab auch Kekse. Komm doch mit, bitte.«

»Was für Kekse?«

Gabriel zögert. »Welche mit Vanillecreme.«

Springbrunnen, Streichorchester. Ein See, Kekse. Der Unterschied ist gar nicht so groß.

»Tja, wenn das so ist ...«, sage ich, und so beginnt es.

1968

Von allen Jahreszeiten ist mir der Frühlingsanfang, wenn die Luft noch kühl ist und die Vögel loslegen und Lämmer sich auf den Weiden tummeln, schon immer die liebste gewesen. Bobby war ganz vernarrt in unsere Lämmer. Er fütterte die mutterlosen mit der Flasche, und niemand sonst durfte sie anfassen, weil das doch sein Job war. Einmal schwänzte er sogar die Schule, um ihn zu erledigen. Er war ein ungestümer Junge, trug den ganzen Winter über kurze Hosen und keinen Mantel, selbst als die Schulleiterin ihn nach Hause schickte, um sich einen anzuziehen. Ein Sonnenschein, der so gerne sang, als er noch klein war, dass wir ihn Elvis nannten. Er war groß und mager und hatte braunes Haar, das abstand, genau wie bei seinem Onkel.

Jimmy hat das Transistorradio laufen. Ich höre es schon von Weitem, als ich zu unserer Wellblechscheune gehe. Die Beatles. *Hello, Goodbye* in voller Lautstärke. Nicht sehr ländlich, aber es hilft Jimmy offenbar gegen seinen Kater. Ich sehe ihn, als ich durch das Gatter oben an der Weide komme: Er hat eine Hand auf das Hinterteil eines Mutterschafs gelegt, schwingt die Hüften und wackelt mit dem linken Fuß.

»Wo ist Frank?«, frage ich, und Jimmy deutet die Weide hinunter.

Wir stehen beide da und schauen zu, wie mein Mann über den Zaun flankt. Einen kräftigen Arm auf die oberste Querstange gestützt, den Körper schwingvoll seitlich angewinkelt, springt er wie ein olympischer Hürdenläufer hinüber. Ich sehe ihn das fast jeden Tag machen, aber trotzdem erfüllt mich diese kindliche Verspieltheit eines Mannes, dessen Leben von harter Arbeit bestimmt ist, mit einem leisen Glücksgefühl.

Er kommt mit energisch schwingenden Armen über die Weide auf uns zu. Selbst aus der Entfernung weiß ich, dass er wahrscheinlich vor sich hin pfeift. Hier ist Frank am liebsten.

Die meisten unserer Muttertiere haben bereits geworfen: Sechsendvierzig Lämmer sind auf der Weide und eine Handvoll noch im Stall. Bloß ein Flaschenlamm und eine Totgeburt. Frank und Jimmy kontrollieren die trächtigen Schafe, legen ihnen die Hände auf die Bäuche, um nach Steißlagen zu tasten, untersuchen die Hinterteile auf Geburtsanzeichen. Es ist reine Instinktsache, sie könnten es im Schlaf. Jimmy hat dabei ein sanftes Händchen, er plaudert mit den Tieren, während er arbeitet, und gibt ihnen einen Keks, wenn er fertig ist. Frank ist immer in Eile, eine nicht enden wollende Liste von Aufgaben vor Augen, den Kopf übervoll.

»Wie sieht's aus? Können wir das Mütterkränzchen jetzt mal beenden und weitermachen?«, fragt Frank, und Jimmy verdreht die Augen.

»Ein echter Sklaventreiber, was?«, sagt er zu den Schafen.

Die Tiere haben eine lange, abschüssige Weide zur Verfügung, aber sie verteilen sich nicht weit, sondern bleiben stets hier oben bei der Scheune. In etwa einer Woche werden die Lämmer unabhängiger sein, und dann fangen sie an, auf ihren wackeligen, staksigen Beinen in alle Richtungen zu springen. Die Phase, die Bobby immer am schönsten fand. Er war ein Farmjunge, er wusste, wie das lief, aber trotzdem brach es ihm jedes Jahr das Herz, wenn es Zeit wurde, seine Lieblinge für die Fahrt zum Markt zu verladen.

Ich weiß nicht, wer von uns das Bellen zuerst hört. Wir wirbeln herum und sehen einen großen, hellbraunen windhundartigen Hund, einen sogenannten Lurcher, angerannt kommen.

Ein entlaufener Hund, der es auf unsere Lämmer abgesehen hat, und kein Besitzer in Sicht.

»Hau ab!« Frank versucht, den Lurcher zu stoppen. Er ist eins siebenundachtzig, breit und wütend, aber der Hund schießt einfach um ihn herum, mitten hinein in unsere Herde.

Die Schafe blöken, winzige Lämmchen schreien vor Angst, sie sind erst ein paar Tage alt, aber sie spüren die Gefahr. Der Hund schlägt einen Haken. Augen schwarz, Zähne gebleckt, der Körper vollgepumpt mit Adrenalin.

»Gewehr, Jimmy! Schnell!«, schreit Frank, und Jimmy rennt zur Scheune.

Frank ist schnell, stürzt mit wildem Geschrei auf den Hund zu, doch der ist flinker. Er schnappt sich ein Lamm, packt es am Hals, reißt ihm die Kehle auf. Das grauenhafte Rot des Blutes, ein purpurner Strahl, der aufs Gras spritzt. Ein Lamm, zwei, dann drei, Gedärme quellen

heraus wie die Eingeweide von Opfertieren. Die Schafe stieben jetzt in alle Richtungen, stolpern blind vor Panik auseinander, lassen ihre Neugeborenen schutzlos zurück.

Ich renne kreischend hinter dem Hund her, versuche, die Lämmer zu schützen, doch ich höre Jimmy brüllen: »Aus dem Weg, Beth! Weg da!«

Und dann zieht Frank mich plötzlich so fest in die Arme, dass ich gegen seine Brust gepresst werde, das Donnern seines Herzschlags spüre. Ich höre den Schuss und dann noch einen und das jähe wütende Schmerzensgeheul des Hundes. Es ist vorbei.

»Verdammte Scheiße«, sagt Frank, hält mich auf Armeslänge vor sich, sieht mir forschend ins Gesicht, eine Hand an meine Wange gelegt.

Zu dritt gehen wir zu dem Hund hinüber, rufen nach den Schafen, versuchen, sie zu beruhigen. »Kommt her, Mädchen!«, aber sie zittern und blöken und halten weiten Abstand zu den drei toten Lämmern.

Wie aus dem Nichts, wie eine Fata Morgana, kommt ein Junge über die Weide gelaufen. Klein und mager, in kurzer Hose. Vielleicht zehn Jahre alt. »Mein Hund!«, ruft er.

Seine Stimme klingt süß und hell.

»Scheiße«, sagt Jimmy genau in dem Moment, als das Kind den blutigen Fellhaufen sieht und schreit: »Ihr habt meinen Hund umgebracht!«

Dann ist sein Vater da, keuchend und schwitzend, aber kaum anders als der Junge, den ich kannte. »Um Gottes willen, ihr habt ihn erschossen.«

»Ging nicht anders.« Frank zeigt auf die zerfleischten Lämmer.

Ich glaube, Gabriel hat keine Ahnung, wer Frank ist, oder zumindest, mit wem er verheiratet ist, doch dann dreht er sich um und erblickt mich. Ganz kurz huscht Panik über sein Gesicht, dann hat er sich wieder im Griff.

»Beth«, sagt er.

Aber ich ignoriere ihn. Niemand kümmert sich um den Jungen. Er steht bei seinem Hund und hält sich die Augen zu, als wolle er das Grauen ausblenden.

»Komm mal her.« Ich bin im Nu bei ihm, meine Hände auf seinen Schultern. Und dann knie ich mich vor ihn und schließe ihn in die Arme. Er beginnt zu schluchzen.

»Wein ruhig«, sage ich. »Weinen hilft.«

Er sinkt gegen mich, heult jetzt hemmungslos, ein Junge in kurzer Hose in meinen Armen.

Und so beginnt es von Neuem.

Der Prozess

Old Bailey, London 1969

Nichts hat mich darauf vorbereiten können, wie unerträglich es ist, den Mann, den ich liebe, flankiert von zwei Gefängniswärtern auf der Anklagebank sitzen zu sehen, während er auf sein Urteil wartet.

Ein Mann, der eines unvorstellbaren Verbrechens beschuldigt wird.

Er blickt nie zur Zuschauerempore hinauf, um mein Gesicht zu suchen, und auch die Geschworenen sieht er nicht an. Beobachtet sie nicht, wie ich das tue, um sie zu studieren, während mich Panik durchströmt und ich mich frage, ob die müde wirkende, grauhaarige Frau an seine Unschuld glauben wird. Wird dieser mittelalte Mann in der typischen Bankerkluft aus Nadelstreifenanzug, blauem Hemd mit weißem Kragen und Manschetten gegen ihn stimmen? Könnte der junge Mann mit schulterlangem Haar, der freundlicher aussieht als die Übrigen, unser Verbündeter sein? Die sieben Männer und fünf Frauen, die sein Schicksal in Händen halten, sind die meiste Zeit nicht zu durchschauen. Meine Schwester sagt, es ist gut, dass so viele Frauen dabei sind. Die sind in der Regel nachsichtiger, sagt sie. Es fühlt sich an, als würde ich mich an einen Strohhalme klammern, aber den-

noch hoffe ich irgendwie, dass weibliche Geschworene die Leidenschaft verstehen können, die uns so aus der Bahn warf und alles aufs Spiel setzen ließ.

Nachdem der Prozess monatelang beherrschendes Gesprächsthema war, hat er endlich begonnen. Alles an diesem Gerichtssaal scheint den Ernst unserer Lage zu betonen: die hohe Decke und die holzgetäfelten Wände, der Richter, der in prächtigem Rot auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehne über dem Gericht thront wie ein König. Unterhalb von ihm die Anwälte, die, angetan mit Perücken und schwarzen Roben, Unterlagen durchsehen, während sie auf den Beginn der Verhandlung warten. Und der Protokollführer, der sich ruhig und pompös vor der Anklagebank aufbaut und seine entsetzliche Erklärung abgibt: »Sie sind angeklagt des Mordes an ...«

Auf der Pressebank drängen sich Journalisten in Tweedjacketts, keine einzige Frau unter ihnen. Und dann ist da die Empore, wo ich neben Eleanor sitze, zusammen mit all den Schaulustigen. Noch vor nicht allzu langer Zeit lechzte ich genau wie sie nach menschlichem Drama. Wie neugierig ich den Profumo-Skandal und den anschließenden Prozess gegen Stephen Ward verfolgte! Ich erinnere mich noch wie heute an die Fotos von Christine Keeler und Mandy Rice-Davies beim Verlassen des Gerichts, wie elegant sie aussahen, wie die Presse es dennoch schaffte, sie schlechtzumachen und zu verunglimpfen.

Doch es ist etwas ganz anderes, wenn auf der Anklagebank der Mensch sitzt, den du liebst. *Schau hoch. Bitte, Liebster.* Ich versuche, telepathisch mit ihm Verbindung aufzunehmen, wie wir das immer konnten, doch er starrt

nur geradeaus mit diesen fremden, leeren Augen. Das einzige Anzeichen für die Verzweiflung, die er seitdem in jeder wachen Minute empfinden muss, sind seine wütend zusammengebissenen Zähne. Auf Außenstehende wirkt das vielleicht aggressiv, aber ich weiß es besser. Nur so kann er sich davon abhalten, in Tränen auszubrechen.

Früher

Wenn ich ein Bild von einem klassischen englischen Seemalen müsste, sähe er genauso aus wie der von Meadowlands.

Die Oberfläche ist übersät mit Seerosen, jede Blüte eine Faust aus Weiß und Rosa mit einem kräftigen gelben Herzen. Am anderen Ende recken sich zwei Weidenbäume über das Wasser, und drei weiße Schwäne gleiten hintereinander in gleichmäßigen Abständen auf uns zu, als wären die Lücken zwischen ihnen mit dem Lineal abgemessen worden.

Gabriel hat es sich mit einer Picknickdecke, einem Picknickkorb und einem Liegestuhl, an dem zwei Angeln lehnen, gemütlich gemacht. Er deutet auf den Liegestuhl – »Nimm Platz« –, aber ich setze mich lieber neben ihn auf die Decke. Aus dem Korb holt er eine karierte Thermosflasche mit Tee und eine Packung Garibaldi-Kekse hervor.

Ich hebe die Augenbrauen, und er grinst.

»Ich hab gedacht, du kommst vielleicht nicht mit, wenn ich sage, dass es bloß trockene Rosinenkekse sind.«

Ich schaue zu, wie er Tee in eine weiße Blechtasse mit blauem Rand gießt. Er hat schöne Hände mit langen,

eleganten Fingern. Er gibt, ohne zu fragen, Milch und Zucker hinein und reicht mir die Tasse.

Am gegenüberliegenden Ufer, bei den Weiden, steht ein altertümlich aussehendes khakifarbenes Zelt wie aus einem Safarifilm. Ich stelle mir vor, dass Grace Kelly davorsitzt, Gin Tonic trinkt, eine adrette Bluse in ihre hellbraunen Breeches gesteckt.

»Wofür ist das Zelt?«

»Da kampiere ich im Sommer. Gehe jeden Morgen schwimmen, sobald ich aufwache. Brate mir Eier mit Speck auf einem kleinen Kocher.«

Ich finde es seltsam, dass ein Junge, der in einem so großen Herrenhaus wie Meadowlands wohnt, lieber im Freien zeltet.

Wie alle anderen im Dorf war ich zum alljährlichen Sommerfest in Meadowlands. Ich habe Erdbeertörtchen im Teepavillon gegessen, habe mich mit meiner Schwester für das Dreibeinrennen zusammenbinden lassen, bin beim Eierlaufen Vorletzte geworden. Ich habe Gabriels Mutter Tessa gesehen, ganz in Schwarz gekleidet wie ein Mannequin, das maßgeschneiderte Kostüm eher passend für Paris als für Hemston: breitrempiger Damenhut, riesige Sonnenbrille, scharlachrote Lippen als einziger Farbakzent. Im Vergleich zu all den anderen Müttern in ihren schlichten Blümchenkleidern und Sandalen wirkte sie immer exotisch und unerreichbar. Ich sehe noch seinen Vater Edward vor mir, deutlich älter, im Anzug, Brille auf der Nase, wie er tapfer beim Dosenwerfen mitmacht.

An Gabriel kann ich mich hingegen nicht erinnern.

»Wieso hab ich dich nie auf dem Sommerfest gesehen?«

»Weil ich immer im Internat war. Aber das ist vorbei. Vor zwei Wochen hab ich meine letzte Prüfung abgelegt. Jetzt noch drei Monate zu Hause, bis ich mit dem Studium anfangen, mal sehen, ob ich das aushalte.«

Ich deute auf unsere Aussicht. Das glitzernde Wasser und die überhängenden Bäume, deren Ruten in einem Spiegelbild aus filigranem Gold reflektiert werden. Das unregelmäßige Getüpfel aus Weiß und Pink. »Kann doch nicht so schwer sein, oder?«

Er wirft mir einen Blick zu, zuckt dann mit den Achseln. »Ich will nicht rumjammern, falls du das meinst. Ich weiß, wie privilegiert ich bin. Aber ich war die meiste Zeit meines Lebens auf dem Internat. Ich kenne hier niemanden in meinem Alter. Eigentlich will ich bloß damit sagen, dass ich nicht gern zu Hause bin.«

»Was ist mit deinen Eltern? Verstehst du dich nicht mit ihnen?«

Er macht eine So-lala-Geste. »Mein Vater ist ein ruhiger Intellektueller, hockt meistens in seinem Arbeitszimmer und liest. Ist mir ein Rätsel, wie er an meine Mutter geraten ist – ein Anfall geistiger Umnachtung, glaube ich. Sie könnten unterschiedlicher nicht sein. Er fragt mich nie irgendwas, sie lässt mich nie in Ruhe. Sie will alles über mein Leben wissen, wer meine Freunde sind, zu welchen Partys ich eingeladen werde, ob ich eine Freundin habe oder nicht. Das vor allem. Mein Liebesleben scheint sie irgendwie zu faszinieren. Und sie kann schwierig sein. Vor allem, wenn sie was getrunken hat, also praktisch immer.«

Ich habe Gabriel vor gerade mal fünfzehn Minuten kennengelernt, und doch ahne ich bereits, was er alles

nicht ausspricht. Ich stelle ihn mir mit zehn oder zwölf Jahren vor, wie er, umgeben von Geschenken, vor einem großen, geschmackvoll geschmückten Weihnachtsbaum sitzt, sich aber nach etwas anderem sehnt: nach Späßen und Chaos und Lachen.

Als ich anfangs, über meine eigene Familie zu reden, sehe ich die Wehmut in Gabriels Gesicht. Ich erzähle ihm von meiner Schwester, die seit fast einem Jahr als Sekretärin bei einer Londoner Anwaltskanzlei arbeitet. Tagsüber muss sie Protokolle für nervöse Männer schreiben, aber nachts erkundet sie London in all seiner Nachkriegsherrlichkeit. Sie schreibt mir von Jazzclubs in Soho und von Bars ohne Sperrstunde, nach deren Besuch sie im Morgengrauen über den Blumenmarkt in Covent Garden spaziert und Stunden später in einem mit roten Rosen übersäten Schlafzimmer aufwacht.

Für mich als Mädchen vom Lande scheint meine Schwester ein unfassbar buntes und reiches Leben zu führen; ich kann es kaum erwarten, ihr zu folgen.

Ich erzähle Gabriel, dass wir in unserer Pubertät viel Zeit damit verbracht haben, aus Eleanors Zimmerfenster gelehnt Zigaretten zu rauchen, die wir aus der Benson-&-Hedges-Packung unseres Vaters geklaut hatten, und Luftschlösser füreinander zu bauen.

»Wovon träumen junge Mädchen denn so? James Dean? Marlon Brando?«

»Ein bisschen intellektueller war's schon«, sage ich zu unserer Ehrenrettung.

Aber Gabriel hat recht, wir redeten hauptsächlich über Jungs und Liebe.

»Und« – er blickt nach oben, als würde er den dünnen

Wolkenstreifen über uns begutachten – »kamen in deinen Tagträumen auch irgendwelche Normalsterblichen vor? Ich meine, gibt's da jemanden, der dir besonders am Herzen liegt?«

Tatsächlich ja, aber das werde ich Gabriel nicht erzählen. Es gibt auch nicht viel zu erzählen. Ein Junge, der mit demselben Bus wie ich zur Schule fährt und mich immer anlächelt. Ein Junge, groß und breitschultrig und gutaussehend, für den die Schuluniform zu klein wirkt, als könnte er eines Tages aus ihr herausplatzen. Seine Haut ist immer sonnenverbrannt, weil er an den Wochenenden auf der elterlichen Farm mitarbeitet. Er hat mich auf altmodische Weise durch seine Freunde wissen lassen, dass er eines Tages gerne mit mir ausgehen würde. Ich habe angedeutet, dass ich wahrscheinlich Ja sagen werde, falls er mich fragt.

Es scheint am einfachsten, der Frage auszuweichen. »Meistens haben wir gegenseitig füreinander eine Zukunft erfunden. Die Träume, die ich mir für Eleanor ausgedacht habe, waren immer ausführlicher als ihre für mich. Eleanor langweilt sich schnell. Und ich hab mich leicht in Details verloren, stundenlange Gespräche, falsche Wendungen, die zu richtigen führten, ich hab sie immer lange auf ihr Happy End warten lassen.«

»Dann bist du eine Geschichtenerzählerin. Du wirst bestimmt mal Schriftstellerin.«

»Ich schreibe Gedichte.«

Ich erzähle nie irgendwem, dass ich Gedichte schreibe, wahrscheinlich, weil ich sie für schlecht halte. Aber ich kann nicht aufhören, welche zu schreiben, fülle Notizbücher mit Versen, Halbsätzen und schönen Wortpaaren,

wenn ich eigentlich an einem Aufsatz über die Russische Revolution arbeiten sollte.

Er klopft auf das Emily-Dickinson-Bändchen auf der Decke zwischen uns. »Eine Dichterin«, sagt er. »Ich hatte irgendwie das Gefühl, dass du eine bist.«

»Eine schlechte Dichterin. Vielleicht sogar eine ganz miserable.«

»Sag das nicht. Du musst dir einreden, dass du schon genau das bist, was du sein willst. Das sagt mein Vater immer. Du schreibst, also bist du Schriftstellerin.«

Kurzes Schweigen tritt ein, dann sagt er: »Ich schreibe auch«, und ich höre die Verlegenheit, mit der er das sagt.

Wir lächeln, denken vielleicht beide dasselbe. Zwei Möchtegernautoren, zwei Träumer, zwei einsame Teenager, die darauf warten, dass ihr Leben anfängt. Wer hätte gedacht, dass wir so viel gemeinsam haben?

»Was schreibst du so?«

»Einen Roman, den ich schon zigmal neu angefangen habe. Ich komme immer an denselben toten Punkt, nach rund siebzig Seiten.«

»Wovon handelt er?«

»Ist mir peinlich, dir das zu erzählen.«

»Kommt zufällig ein Junge aus einem Herrenhaus mit einem fragwürdigen Modegeschmack darin vor?«

Gabriel sieht plötzlich aus wie ein begossener Pudel, und ich ärgere mich über mich selbst. Warum habe ich das gesagt? Ich kenne ihn nicht gut genug, und mein Humor ist offensichtlich falsch angekommen. »Tut mir leid. Ich sollte mich nicht über dich lustig machen. Ich weiß selbst nur allzu gut, wie verletzend das ist.«

»Mit dem autobiografischen Aspekt liegst du richtig. Die Hauptfigur ist eine Trinkerin. Eine schöne Frau in einer unglücklichen Ehe mit einem viel älteren Mann. Das Einzige, was ich im Leben wirklich will, ist Romane schreiben. Früher war Graham Greene mein Vorbild. Aber dann habe ich *Glück für Jim* von Kingsley Amis gelesen, und das hat für mich alles verändert. Das Buch ist unglaublich lustig, aber auch gewagt. Und so ein Romanautor möchte ich werden. Einer, der was riskiert. Die Leute überrascht. Ein Bestsellerautor, bevor ich dreißig werde, wenn ich Glück habe. So. Ich hab dir mein tiefstes Geheimnis verraten. Jetzt kannst du mich auslachen.«

»Ich will dich nicht auslachen«, platze ich heraus. »Ich will jede Gemeinheit zurücknehmen, die ich gesagt habe. Können wir noch mal von vorne anfangen?«

Diesmal strecke ich ihm die Hand entgegen.

»Du bist ein seltsames Mädchen, Beth Kennedy«, sagt er und ergreift sie.

»Gut seltsam oder schlecht seltsam?«

»Eindeutig gut seltsam. Meine Art von seltsam. Ich hab einen sechsten Sinn für so was.«

Das Licht am Himmel verblasst bereits, als ich schließlich aufstehe, um zu gehen. Wir haben uns stundenlang unterhalten.

»Ich bring dich noch zur Straße«, sagt Gabriel.

»Willst du mich von deinem Grund und Boden eskortieren?«

»Eher noch ein paar Minuten mehr mit dir rauschlagen.«

Seine Antwort löst jähe Freude in mir aus, was ich mir aber nicht anmerken lasse.

»Wann kommst du wieder her?«

Er geht ganz selbstverständlich davon aus, dass wir uns wiedersehen, und das gefällt mir.

»Am Wochenende?«

»Komm Freitagabend. Nachts ist der See zauberhaft.«

Unsere Verabschiedung fällt etwas linkisch aus, als sollten wir uns küssen oder die Hände schütteln oder so, aber wir tun keins von beidem.

»Also bis dann«, sage ich.

»Die Tweedklamotten wandern schnurstracks in den Mülleimer!«, ruft er mir nach.

»Gut so!«, rufe ich zurück.

An der Straßenbiegung drehe ich mich um und winke, und ich kann spüren, wie seine Augen mir folgen, bis ich aus seinem Blickfeld verschwinde.

1968

Unter all den Fantasievorstellungen, die ich im Laufe der Jahre von einem Wiedersehen mit Gabriel Wolfe hatte, war keine, in der ich sein Kind und dessen toten Hund nach Hause fahre. Leo sitzt mit dem Hund, der in einen alten Mantel von Frank gewickelt ist, auf der Rückbank des Land Rover. Das Weinen des Jungen dringt mir durch Mark und Bein.

Dann und wann versucht sich Gabriel an der unmöglichen Aufgabe, uns beide zu beruhigen und den Hund zu entschuldigen. »Es war sein Instinkt«, erklärt er seinem Sohn. »Wir konnten doch nicht wissen, dass er so was machen würde. Lurcher werden speziell für die Jagd gezüchtet. Der Farmer hatte keine andere Wahl. Er musste ihn aufhalten.«

»Er hat Rocket ermordet«, sagt Leo.

»Ach, Leo, Schätzchen«, sagt Gabriel mit einem leicht singenden Tonfall, der mich an seine amerikanische Frau erinnert. »Er musste doch seine Lämmer beschützen.«

Gabriel sagt das ohne große Überzeugung, und ich verstehe ihn. Wie kann ein Laie ermessen, wie schlimm es für einen Farmer ist, wenn er seine Schafe verliert? Nicht wegen des finanziellen Verlusts, obwohl wir den Verkauf

der Lämmer brauchen, um über die Wintermonate zu kommen. Sondern weil es ihm das Herz zerreißt, wenn er seine Tiere leiden sieht. Die wilde Panik der Herde, als ihre Jungen zerfleischt wurden. Fünf Monate Hege und Pflege des trächtigen Mutterschafs, die Freude über die Geburt des Lamms, die nie nachlässt, ganz gleich, wie oft man dabei ist, nur um es dann durch einen grausigen, blutigen Tod zu verlieren.

Trotzdem ist der Schmerz des Jungen schwer zu ertragen.

»Es tut mir leid«, sage ich.

»Beth?«

Ich schaue zu Gabriel hinüber. Er hat mit den Jahren nichts von seiner Attraktivität verloren.

»Es ist nicht deine Schuld.«

Es ist surreal, ihn so zu sehen, als einen ganz normalen Menschen, einen Vater, der sich um seinen verzweifelten Sohn kümmert, und nicht als das Alter Ego, das mir aus Zeitungen und Illustrierten bekannt ist. Gabriel Wolfe, das *Enfant terrible* des Literaturbetriebs. Denn er ist genau das geworden, was er unbedingt werden wollte, ein angesehener Autor. Sein erster Roman, den er mit nur vierundzwanzig Jahren veröffentlichte, wurde ein Bestseller. Sein Lebenstraum war innerhalb von sechs Jahren wahr geworden. Sein besonders eigenwilliger Stil sorgte in Verbindung mit seinem unbestreitbar guten Aussehen dafür, dass das Interesse der Presse ungebrochen blieb. Gäbe es in der Literaturwelt Rockstars, dann war er Mick Jagger, und seine hübsche blonde Frau war Marianne Faithfull. Und sein Leben wurde das genaue Gegenteil von meinem. Ich war jetzt eine Farmersfrau, deren Tage

angefüllt waren mit bitterkalten Morgenstunden, mit der Magie, wenn ein Lamm bei Sonnenaufgang geboren wird.

Ich hätte keine Sekunde davon missen wollen.

Wir fahren durch das Tor von Meadowlands. Gabriels Elternhaus ist noch immer eines der schönsten Anwesen, die ich je gesehen habe. Es mutet an wie ein kleinformatiges Schloss aus schönem hellgelbem Stein, mit einer Eingangstreppe, die zu einer riesigen Eichentür führt, und mit Bogenfenstern, deren Rahmen blassblau gestrichen sind. Diese blauen Fenster habe ich immer geliebt. Ich bin froh, dass sie so geblieben sind.

Gabriel steigt aus dem Land Rover und trägt das Hundebündel zum Haus, gefolgt von seinem Sohn.

»Ich fahr dann mal wieder!«, rufe ich ihnen hinterher.

Gabriel dreht sich um, sieht mich ratlos an. »Ich weiß nicht, was ich mit dem Hund machen soll.«

»Ihr solltet ihn begraben.«

Ich denke an Bobby, meinen sensiblen Jungen, der jeden Vogel, jedes Kaninchen begrub, zahllose kleine Beerdigungen.

»Wo denn?«

»Ihr leidet ja nun nicht gerade unter Platzmangel, oder?«, sage ich, und er wirft mir den schiefen Blick von damals zu.

Wie schnell wir in unsere Rollen aus der Vergangenheit geschlüpft sind, er der Sohn des Gutsbesitzers, ich die bissige Kratzbürste.

Aber wir sind nicht die, die wir mal waren. Er ist jetzt Vater, und ich war Mutter, unsere Identitäten so getrennt

voneinander, wie sie einst miteinander verschmolzen waren. Du kannst dich niemals zurückverwandeln, wenn du ein Kind bekommen hast, selbst wenn das Kind nicht mehr existiert.

Leo sagt: »Ich hab eine Idee, wo. Würdest du mitkommen, Beth?«

Er fragt das ganz höflich – wenn man bedenkt, dass wir gerade seinen Hund erschossen haben – und sieht mich mit seinen großen braunen Augen an. Bobbys Augen waren ebenfalls braun. Ich habe immer gesagt, sie hätten die Farbe von frisch zermatschtem Schlamm. Und das brachte ihn stets zum Lachen.

»Na, dann los. Suchen wir eine schöne Stelle.«

Wir gehen über den perfekt gepflegten Rasen, vorbei an einem Baumhaus, das zu meiner Zeit nicht da war. Gabriel muss es für Leo gebaut haben. Ich denke, wie begeistert mein Sohn davon gewesen wäre, ein Junge, der vollauf damit zufrieden war, einen Stapel Heuballen runterzurutschen oder mit seinem Dad Traktor zu fahren, der nie mit Spielsachen verwöhnt wurde, dem aber genau wie Frank die Schönheit unserer Farm tagtäglich bewusst war.

»Wo gehen wir denn hin?«, frage ich, und Leo antwortet:

»Zum See.«

Gabriel sieht zu mir rüber und lächelt, aber es ist ein trauriges Lächeln, als schmerzten ihn die Erinnerungen ebenso wie mich. Ich darf mir nicht erlauben, daran zu denken. Als meine Beziehung mit Gabriel vor vielen Jahren endete, war ich eine Zeit lang am Boden zerstört, und dann tat ich, was jede Frau mit einem Fun-

ken Selbstachtung tun würde: Ich schloss innerlich mit der Beziehung ab, mit ihm. Ich zwang mich, an Gabriel als jemanden aus meiner Teenagerzeit zu denken, einen Jugendschwarm, kaum wichtiger als meine kurze Begeisterung für den Sänger Johnnie Ray. Ihn jetzt wiederzusehen, hier, an dem Ort, an dem wir einander mal so viel bedeuteten, könnte mich bis ins Mark erschüttern, wenn ich es zuließe.

Vater und Sohn entscheiden sich für eine Stelle unter den Weidenbäumen.

»Wenn ihr Spaten holt, helfe ich euch beim Graben«, sage ich.

Während Gabriel weg ist, stehen Leo und ich nebeneinander und schauen auf den See.

Der Junge weint nicht mehr, starrt aber tieftraurig über das Wasser. Ich frage mich, ob er sich unwohl fühlt, weil er allein mit mir ist, einer Fremden.

»Meinst du, es wird dir gefallen, hier zu leben?«

»Ich glaub nicht. Ich vermisse meine Freunde. Und die Kinder in meiner Klasse kann ich nicht leiden. Die sind gemein.«

»Wer ist denn deine Lehrerin? Mrs Adams? Die ist doch nett.«

»Kann sein«, sagt er und klingt wie ein Amerikaner. Sein Akzent kommt mal zum Vorschein, mal nicht. Nur manche Wörter spricht er sehr amerikanisch aus. »Woher kennst du sie?«

»Mein Sohn ist auch auf deine Schule gegangen.«

Ich hatte zwei Jahre Zeit zum Üben, aber es wird nie leichter, mich auf die nächste Frage vorzubereiten.

»Wie alt ist er?«

»Er ist vor zwei Jahren gestorben. Er war neun.«

»Fast so alt wie ich.«

Leo nimmt meine Antwort einfach so hin, wie das nur ein Kind kann. Aber dann greift er nach meiner Hand, eine Geste, die so lieb und unerwartet ist, dass es mir den Atem verschlägt. »Du vermisst ihn bestimmt, was?«, sagt er.

»Ja, sehr.«

Leo hat wohl die Sehnsucht in meiner Stimme gehört, denn er drückt kurz meine Hand.

Als Gabriel mit drei Spaten zurückkommt, stehen Leo und ich noch immer auf demselben Fleck. Wir reden nicht, aber zwischen uns herrscht ein sonderbares Gefühl von Frieden. Vielleicht liegt es an der Nähe zu diesem Jungen. Er ist nicht mein Junge, aber ich spüre eine Energie und Sanftheit, die mir Bobby zurückbringt.

Das Graben ist mühsam und anstrengend, weil die Erde so hart ist. Leo gibt nach kurzer Zeit auf und setzt sich gut einen Meter entfernt hin, um uns zuzuschauen.

Gabriel und ich graben eine Weile schweigend weiter. Dann sage ich: »Ich hab gehört, deine Mutter lebt jetzt in Australien.«

Er blickt zu mir hoch. »Knapp zehntausend Meilen zwischen uns. Es gibt also doch einen Gott.«

»Klar gibt es einen Gott, Dad«, sagt Leo. »Wieso hast du denn gedacht, es gibt keinen?«

»Ist nur so eine Redensart, nicht ernst gemeint.«

»Dad mag meine Granny nicht besonders«, vertraut Leo mir an.

»Ich versteh gar nicht, wieso.«

Ich hatte Gabriels Lachen vergessen, wie es aus ihm

herausbricht, bis es ansteckend wird und ich unwillkürlich mitlachen muss, trotz meiner Einstellung zu seiner Mutter.

»Beth hat einen Sohn gehabt, Dad«, sagt Leo. »Aber der ist gestorben. Sie ist noch immer ganz traurig.«

Das Lachen bleibt uns beiden schlagartig im Halse stecken.

»Ja, ich weiß«, sagt Gabriel, ohne mich anzusehen. »Ich wollte dir auch schreiben, aber dann war ich unsicher – ich wusste nicht, ob du ...«

»Ist schon in Ordnung«, sage ich. »Ehrlich.«

Ich gerate oft in die Situation, dass ich mit der Beklemmung anderer gegenüber meiner Trauer, meinem Verlust umgehen muss. Aber mit Gabriel über Bobby zu reden, ein Kind, das er nie kennengelernt hat, wird mich auf ganz besondere Weise verletzen.

»Nein, es ist nicht in Ordnung. Ich hätte dir schreiben sollen, ich hab so oft an dich gedacht, aber ...«

»Gabriel?«

»Ja?«

»Hör auf. Bitte.«

»In Ordnung. Aber darf ich was anderes sagen?«

»Nur, wenn's keine Entschuldigung ist. Das hasse ich.«

Meine Stimme ist schroffer als beabsichtigt. Aber die endlosen Bitten um Verzeihung ziehen mich runter. Die feuchten, traurigen Augen, die taktvollen Stimmen: Ich könnte jedes Mal losschreien.

»Meinst du, wir beide könnten Freunde werden?« Er streckt mir die Hand entgegen, eine Geste, die mich an unseren Anfang erinnert.

Ich schaue in Gabriels banges Gesicht und denke, wie sehr ich ihn mag. Immer gemocht habe. Trotz allem.

Ich ergreife seine Hand über das Grab hinweg.
»Freunde«, sage ich.

Früher

Gabriel wartet am Ende der Einfahrt von Meadowlands, blickt aber in die falsche Richtung, als hätte er vergessen, aus welcher ich kommen werde. So habe ich einen Moment Zeit, ihn zu betrachten. Er ist heute Abend dunkel gekleidet – blauer Pullover, graue Hose –, und aus zwanzig Metern Entfernung ist seine Silhouette lang und dünn. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, nehme aber alles andere in mich auf, seine Größe, seine Schlankheit, die Art, wie er sich immer wieder mit einer Hand durchs Haar fährt, während die andere tief in der Hosentasche steckt.

»Wo ist denn der schöne Tweed?«, rufe ich, und er wirbelt herum.

Sofort grinsen wir einander an. Ein breites, albernes Grinsen. Heißt das, er empfindet ebenso? Die vergangene Woche war fast unerträglich, ich musste ständig an Gabriel denken, ließ jeden Satz unseres Gesprächs, an den ich mich erinnern konnte, Revue passieren, fragte mich, ob ich mir das Gefühl der Verbundenheit nur eingebildet hatte.

»In deinen eigenen Sachen siehst du ganz anders aus.« Womit ich sagen will, dass er schön ist. Beinahe erschreckend schön.

Wir stehen dicht voreinander, und ich habe den unwiderstehlichen Drang, ihn zu küssen. Nur ganz kurz. Um herauszufinden, wie sich das anfühlen, wie er reagieren würde. Stattdessen wende ich mich ab. Es kommt mir vor, als könnte Gabriel jeden Gedanken lesen, der mir durch den Kopf spukt.

»Ich war nicht sicher, ob du kommen würdest«, sagt er.

»Die Sorge war unbegründet.«

Ich werde mit seinem trägen Lächeln belohnt, als er meine Antwort auf sich wirken lässt.

Gabriel hat mit zig brennenden Kerzen in Marmeladengläsern einen Pfad hinunter zum See markiert. Am Ufer steht ein kleiner Klapptisch, der mit weißem Leinen, Weingläsern, Silberbesteck und einem Krug blassrosa Rosen in der Mitte gedeckt ist. Über den Rückenlehnen von zwei Holzklappstühlen mit Sitzkissen liegen Wolldecken für den Fall, dass uns kalt wird, was aber unwahrscheinlich ist, denn wenige Meter entfernt brennt ein Feuer in einer gusseisernen Schale. Der Mond hat seinen langsamen Aufstieg begonnen und taucht alles um uns herum in silbriges Weiß. Die Weiden, die Wasseroberfläche, selbst das Gras glitzert, als wäre es aus Kristall. Es ist das Romantischste, was ich je gesehen habe: ein Bühnenbild für zwei.

»Das ist wunderschön. Du hast dir viel Mühe gegeben.«

»Wie gesagt, ich hab viel zu viel Freizeit. Leider hat meine Mutter mich dabei beobachtet, und jetzt löchert sie mich mit Fragen. Keine Bange, ich hab ihr das Versprechen abgenommen, dass sie nicht herkommt.«

»Ich hätte nichts dagegen, deine Mutter kennenzulernen«, sage ich, und Gabriel lacht.

»Daran werde ich dich erinnern, wenn du sie irgendwann mal kennengelernt hast.«

Er schenkt uns Wein ein. Es gibt Brathähnchen mit Kartoffelsalat, Tomaten und Blattsalat aus dem Gewächshaus. Ein kleines Marmeladenglas mit Vinaigrette. Und da ist Gabriel, der den Paisleyschal um seinen Hals löst, ehe er mich anlächelt und sein Glas hebt.

»Auf unbefugte Eindringlinge«, sagt er, und wir stoßen an.

Es ist sonderbar, was für bunt gemischte Geschichten wir jemandem erzählen, wenn wir wollen, dass er viel über uns erfährt, uns möglichst gut kennenlernt, als wäre das auf die Schnelle überhaupt möglich.

Ich erzähle Gabriel, dass meine Familie aus Irland stammt, genauer gesagt mein Vater, obwohl er in London geboren wurde und seine Familie nach Shaftesbury zog, als er acht war. Er hat nicht den Hauch eines irischen Akzents, hat nie in Irland gelebt, sehnt sich aber trotzdem danach.

»Er hat mir mal gesagt, er fühle sich in England irgendwie falsch. Als wäre er aus seinem natürlichen Lebensraum vertrieben worden. Ich hab ihn gefragt, wie das sein kann, da er doch kaum mal einen Fuß auf irischen Boden gesetzt hat. Er meinte, es wäre bloß so ein Gefühl. Dass es an seinem genetischen Erbe liegen müsse, das ihm in den Knochen steckt, ob er will oder nicht. Er war sicher, in Irland würde sich für ihn alles wie von selbst zusammenfügen.«

Meine Mutter ist in Dorset geboren und aufgewach-

sen, genau wie ich. Als sie sechzehn war, lernte sie meinen Vater kennen und ist seitdem mit ihm zusammen. Sie gingen auf dasselbe Lehrerseminar und heirateten gleich nach dem Examen. Bevor sie fünfundzwanzig wurden, waren sie schon Eltern von zwei Töchtern. Die beiden lieben einander mit einer schlichten, beharrlichen Hingabe, und manchmal denke ich, dass Eleanor und ich deshalb unrealistische romantische Vorstellungen haben. Wie können wir auch nur hoffen, etwas Vergleichbares zu finden?

Wir kommen auf Religion zu sprechen. In meinem Fall Katholizismus, ein weiteres Erbe von meinem Vater, Nonnenschule, seit ich fünf war.

»Wie sind die so, deine Nonnen?«

»Ein paar sind in Ordnung. Manche können ganz schön unangenehm sein, besonders die Schulleiterin. Sie hat ihre Lieblinge, zu denen ich leider nicht gehöre. Ich bin heilfroh, dass ich nur noch ein Jahr durchhalten muss, bis ich endlich frei bin.«

Gabriel wird in Oxford am Balliol College studieren, genau wie sein Vater und sein Großvater. Er glaubt, dass er in denselben Zimmern wohnen wird wie schon sein Vater, mit Blick auf den weiten Innenhof.

»Hätten die dich auch genommen, wenn du strohdumm wärst?«

»Wahrscheinlich. Der Rektor war ein Kommilitone meines Vaters, und die beiden sind noch immer gute Freunde.«

Gabriel lacht und erwartet womöglich, dass ich mitlache.

Ich blicke nach unten auf meinen Teller, beiße mir auf

die Zunge, während meine Empörung hochkocht. Es ist so leicht für jemanden wie Gabriel, dessen Zukunft schon von Geburt an vorgezeichnet ist.

»Ich weiß, du findest das ungerecht. Aber, Beth, du könntest auch in Oxford studieren, wenn du wolltest. Es gibt da eine ganze Reihe von Colleges, die mittlerweile Frauen aufnehmen. Du könntest dich am St Anne's bewerben. Das ist ein recht junges College und ziemlich fortschrittlich für Oxforder Verhältnisse.«

Niemand von meiner Schule ist je nach Oxford oder Cambridge gegangen, und nur ganz wenige schaffen es überhaupt an eine Universität. Diejenigen, die noch die Oberstufe absolvieren, scheinen das für Zeitverschwendung zu halten, weil sie nur auf den Startschuss warten, der sie in ein Leben als Mutter und Hausfrau entlässt, als wäre das der Heilige Gral.

»Du liebst Literatur«, argumentiert Gabriel, als ich weiter schweige. »In Oxford bekommst du die beste Ausbildung der Welt. Die Bibliotheken kannst du dir gar nicht vorstellen. Wunderschöne Gebäude voll mit Erstausgaben. Die haben da handschriftliche Manuskripte von Gerard Manley Hopkins und Shelley. Denk doch mal an all die Schriftsteller, die vor dir da studiert haben. Du würdest in die Fußstapfen von Oscar Wilde und T. S. Eliot treten.«

»Auch von irgendwelchen Frauen?«

»Wenn es dir wichtig ist, finde ich noch welche.«

Der Abend wird allmählich kühler, und wir rücken unsere Stühle näher ans Feuer. Gabriel legt ein paar Scheite nach, stochert mit einem Schürhaken in der Glut und pustet darauf, bis Flammen auflodern. Die Sterne

scheinen hier heller zu leuchten als bei uns zu Hause im Garten; dieselben Sterne, wie Edelsteine in einen dunkelblauen Himmel eingelassen.

»Es ist schon spät«, sage ich. »Ich muss allmählich nach Hause.«

»Bleib doch noch fünf Minuten. Zehn. Der Abend ist viel zu schnell vergangen.«

Irgendetwas in der Atmosphäre verändert sich. Der Ausdruck in Gabriels Gesicht lässt mein Herz schneller schlagen. Er beugt sich auf seinem Stuhl vor und drückt seinen Mund auf meinen. Der Kuss ist zaghaft und sanft.

»Ich wollte dich schon den ganzen Abend küssen.«

»Warum hast du so lange gewartet?«

Er lacht, und ich liebe es, wie lebendig er dann wirkt. Die meiste Zeit habe ich das Gefühl, dass er in der Beobachterposition ist, aber wenn er lacht, verliert er seine Zurückhaltung.

»Ich glaube, ich hatte Angst, weil ich nicht wusste, ob es dir auch so geht.« Gabriel nimmt meine Hand und zieht mich auf seinen Schoß.

Wir küssen uns erneut, und diesmal ist es wunderbar, seine Zunge sucht meine, erst zögerlich, dann mit mehr Nachdruck. Wir klammern uns aneinander, küssen uns innig, die Finger ineinander verschlungen.

Ich wusste nicht, dass ein Kuss so sein kann, dass man sich darin verlieren kann, der Kopf leer, der ganze Körper wild nach der Berührung und dem Geschmack des anderen.

Gabriel begleitet mich von Meadowlands am Rand des Dorfes bis zu unserem Cottage mitten im Ort. Vor dem

Gartentor küssen wir uns noch einmal, ein züchtiger Abschiedskuss auf die Wange für den Fall, dass meine Eltern vom Fenster im ersten Stock aus zusehen.

»Ist es zu früh, dir zu sagen, dass ich dich jetzt schon mehr mag als jeden Menschen, dem ich je begegnet bin?«, fragt Gabriel.

Auf dem Weg zur Haustür muss ich unaufhörlich lächeln.

Beim Geräusch meines Schlüssels im Schloss kommt mein Vater aus der Küche gehastet. Er hat offensichtlich auf mich gewartet.

»Schau sich einer das Gesicht an«, sagt er, als er mich sieht. »Meine Güte, ich glaube, meine Kleine hat sich verliebt.«

»Dad«, protestiere ich lachend. »Sei still.«

Aber ich schwebe die Treppe hinauf in mein Zimmer, halte den erregenden Schauer fest, den seine Worte in mir ausgelöst haben. Vielleicht ist es ja genau das, dieses völlig neue Gefühl, das Entzücken, die Aufregung, das wilde Glück. Vielleicht ist es Liebe.

1968

Frank hat mir einen Zettel hingelegt, dass ich in den Pub kommen soll.

Ich setze Wasser auf und mache mir eine Tasse Tee, trinke sie aber nicht. Ich bin kribbelig und unruhig, aufgewühlt von Gefühlen, die nicht zu Gedanken werden dürfen. Es liegt hauptsächlich an dem Jungen. Wie er meine Hand ergriffen hat. Ich hatte vergessen, dass kleine Kinder ähnlich wie Tiere deinen Schmerz spüren können, ohne sich davor zu fürchten. Frank und ich tanzen um unseren Kummer herum. Jedes Paar, das ein Kind verloren hat, wird Ihnen dasselbe erzählen. Man sieht den Schmerz im anderen, natürlich sieht man ihn, aber es ist, als säße man auf einer Wippe der Trauer und wollte den anderen bloß nicht nach unten fallen lassen.

Manchmal, wenn ich mich so fühle, gebe ich mich dem hin. Dann sitze ich ruhig da und denke an Bobby, was ich alles an ihm vermisse, dem Jungen, der er war. Oder aber ich stehe auf – wie jetzt –, nehme meinen Mantel und gehe aus dem Haus. Ich brauche die Ablenkung durch andere, die Linderung, die mir nur Alkohol und Gespräche verschaffen können.

Das *Compasses Inn*, strohgedeckt, dunkel und marode,

mit unebenem Schieferboden und düsteren Ecken, ist der Ort, wo sich das Dorf freitags trifft. Es gibt ein verstimmtes Klavier, auf dem kurz vor Schluss immer jemand herumklimpert, meistens einer, der weder singen noch spielen kann. Das Dekor des Pubs, wenn man es überhaupt so bezeichnen kann, wirkt ziemlich finster und besteht aus beängstigend aussehenden landwirtschaftlichen Geräten, die an den Wänden hängen: eine verrostete Sense aus dem 18. Jahrhundert, ein uralter Pflug, sogar die Wildererfalle eines Jagdaufsehers. Das Bier ist immerzu schal, ständig gehen die Chips aus, der Boden ist klebrig von Cider. Nirgends auf der Welt ist es gemütlicher.

Frank und Jimmy sitzen an der Theke, halb volle Biergläser vor sich. Ich tippe Frank auf den Rücken, und als er sich umdreht, grinst er breit, als wäre mein Anblick das Beste überhaupt. Einmal, als meine Schwester Eleanor mitgehört hatte, wie ich mit Frank telefonierte, sagte sie: »Du klingst nicht wie eine verheiratete Frau, wenn du mit Frank redest. Du klingst, als hättest du ihn gerade erst kennengelernt.«

Ich kann mich glücklich schätzen, das weiß ich.

Jimmys Freundin Nina steht hinter der Theke. Die zwei sind ein Paar, seit sie beide neunzehn waren. Sie ist eine strahlende Erscheinung mit ihrem rotblonden Haar, das heute zu einer makellosen Hochfrisur toupiert ist. Sie zieht sich gern schick an. Nina und ich amüsieren uns oft über die sogenannten Swinging Sixties, die es nie bis hierher zu uns geschafft haben. Wenn man sich die Stammgäste des Pubs ansieht – Pfeife rauchende Männer in Cordjacken, Frauen in schlichten Pullovern und

Hosen –, könnte man glatt meinen, in eine Zeitschleife geraten zu sein. Nina ist die Ausnahme, sie kauft, wann immer möglich, in London ein, wo sie ihr Gehalt für die neueste Mode verpulvert.

Ich schaue Nina gern bei der Arbeit zu. Sie schafft den perfekten Spagat zwischen Flirt und Strenge. Niemand legt sich mit ihr an, nicht mal die Betrunkenen. Obwohl fairerweise gesagt werden muss, dass der Betrunkene, den sie am häufigsten aus dem Pub bugsieren muss, Jimmy ist.

»Wie geht's dem Jungen?«, fragt Frank, sobald ich neben ihm sitze.

»Er war sehr verstört. Wahrscheinlich stand er ein bisschen unter Schock, weil sein Hund unsere Lämmer gerissen hat. Er ist ja auch in der Stadt aufgewachsen.«

»Und Wolfe? Wie war der so?«

Ich spüre, dass er mich aufmerksam beobachtet. Frank war für mich da, als Gabriel und ich uns trennten. Er weiß besser als alle anderen, wie lange ich brauchte, um darüber hinwegzukommen, wie viel es mich gekostet hat.

»Er war nett«, sage ich und lächele, weil die Antwort so nichtssagend ist. »Erwachsen, anders. Eben ein Dad.«

»Ein feiner Pinkel ist und bleibt ein feiner Pinkel«, sagt Jimmy.

Jimmy ist, soweit ich weiß, Gabriel heute zum ersten Mal begegnet, aber er kann ihn trotzdem nicht leiden, aus Loyalität zu Frank. Die Liebe zwischen den Brüdern ist stark. Als ich *Von Mäusen und Menschen* las, erkannte ich darin so viel wieder, dass mir fast schwindelig wurde, als hätte Steinbeck in mein Leben geschaut. Es ist beleidigend von mir, sie mit George und Lennie zu

vergleichen, deshalb würde ich es nie laut sagen. Jimmy ist beileibe nicht einfältig, doch er bewundert Frank auf eine bedenkenlose, kindliche Art, die manchmal übertrieben wirkt. Aber vor allem hat er etwas unglaublich Liebenswertes an sich. Er kann alle bezaubern, von den Kirchenfrauen bis zum Dorfpolizisten. Er ist ein Mützenlüfter und ein Türaufhalter und meistens der Erste, der eine Runde schmeißt, selbst wenn er gar nicht das Geld dafür hat.

Heute Abend ist auch Helen im Pub, meine beste Freundin seit Schultagen. Als Bobby starb, trauerte das ganze Dorf ein oder zwei Wochen lang. Dann schienen die Leute seinen Tod zu vergessen. Oder vielleicht wollten sie Frank und mich nicht an unseren Verlust erinnern und versuchten stattdessen, heiteren Small Talk zu machen, worunter das Unausgesprochene wie Treibsand lauerte. Man sah das nervöse Zucken in ihren Gesichtern. *Worüber können wir reden? Ja genau, das Wetter!* Helen war anders. Im ersten Jahr danach kam sie ohne Ausnahme jede Woche zu uns nach Hause. Sie kam herein, ohne anzuklopfen, und spülte alles, was gespült werden musste, putzte die Küche, bezog die Betten frisch. Sie sagte nicht viel, sie ließ uns einfach in Ruhe, während sie im Hintergrund arbeitete, kochte, aufräumte, Tee aufsetzte, still und leise dabei mithalf, dass unser Leben besser funktionierte. Ich habe ihr das nie vergessen.

Helen wartet ab, bis Frank und Jimmy sich unterhalten. Dann sagt sie im Flüsterton: »Gabriel ist wieder da? Ich fass es nicht!«

»Und wir haben es gleich am ersten Nachmittag fertiggebracht, seinen Hund zu erschießen.«

Wir prusten los, wie wir das schon zu Schulzeiten immer in den unpassendsten Momenten getan haben.

»Was ist denn so lustig?«, fragt Frank und dreht sich um.

»Och, nichts Besonderes«, sagt Helen prompt. »Hab ich euch schon erzählt, dass unsere Spanielhündin sich hat schwängern lassen? Wie's aussieht, hatte das kleine Luder einen One-Night-Stand mit einem Labrador. Sechs Welpen auf einen Schlag. Wir haben noch einen abzugeben. Ein Junge, sehr hübsch.«

»Ich nehm ihn«, sage ich, und Frank lacht überrascht auf und küsst meine Schläfe.

»Meine Frau hält nicht viel davon, so was vorher abzusprechen«, sagt er. »Aber wieso nicht? Wär schön, einen kleinen Hund auf der Farm zu haben.«

Doch in mir nimmt bereits ein Gedanke Gestalt an. Ich weiß, wie heilsam sich ein Hundewelpen auswirken kann. Und es gibt da jemanden, der das noch mehr braucht als ich.